

Im Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Greyerz, Otto von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

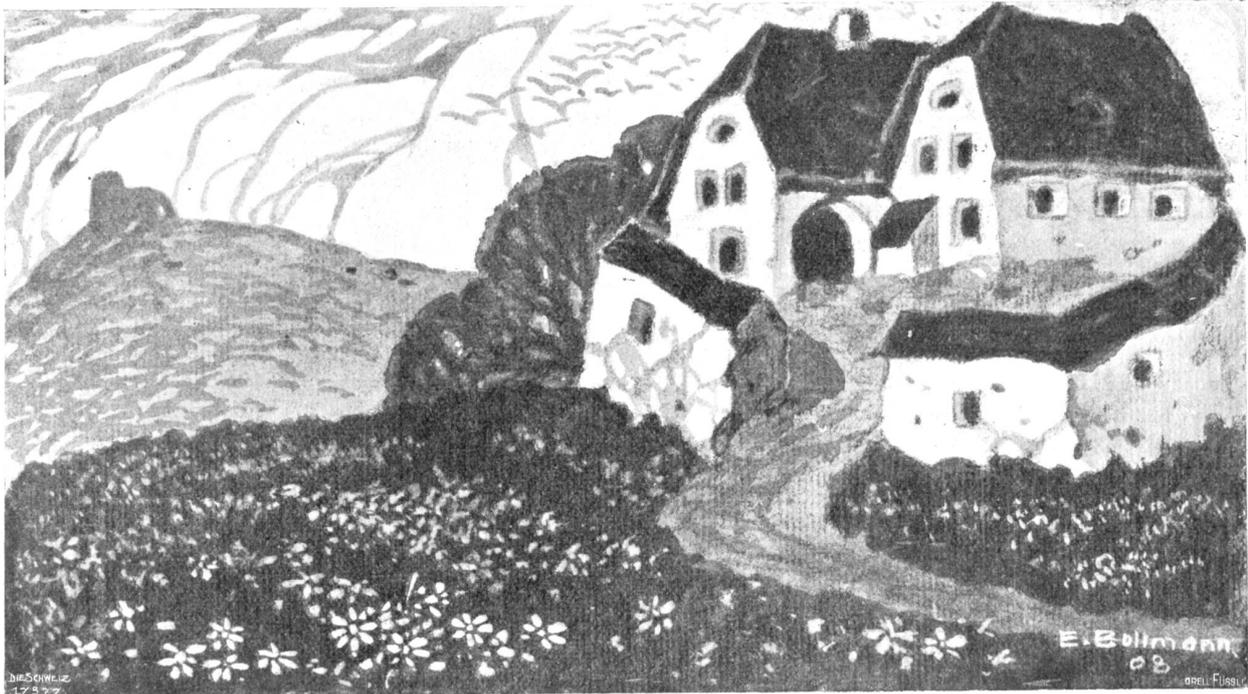
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Frühlingsfahrt

Von Felsen und roten Feuern,
 Von farbigen Abenteuern,
 Von hellen Maskenzügen,
 Von leichten leichten Lügen,
 Von trostlos langen Tagen,
 Von großen und kleinen Plagen,
 Von tausend leeren Stunden
 Will ich gefunden!
 In lauter Glanz und Gleiß,
 Raum daß ich's ward gewahr,
 Meine liebe Jugend leise

Von mir gewichen war.
 Ich will sie wieder suchen,
 Ich weiß, wo sie liegt,
 Unter Tannen und Buchen,
 Von Winden gewiegt,
 Von Wolken übertürmet,
 Von Strömen beschäumt,
 Verwildert und verstürmet,
 Verliebt und verträumt.
 Ich will sie mir erjagen
 In den Bergen und im Tal,

Ich kann ihr nicht entlagen,
 Sie fehlt mir überall.
 So will ich mich rüsten
 Zu wandernder Raft,
 An der Erde Brüsten
 Wie ein Vogel zu Gast,
 Will an Strömen hingehen
 Und durch Schluchten und Bach,
 Ueber Felsen und ferne Höhen,
 Meiner flüchtigen Jugend nach!

Hermann Hesse.

Im Paradies.

Novelle von Otto von Greyerz, Glarisegg.

(Fortsetzung).

Um jene Zeit erhielt Leonie einen Heiratsantrag aus der Heimat. Sie kannte den jungen Mann wohl. Er war als Freund ihres Bruders häufig ins väterliche Haus gekommen, ein stiller, hiederer Bursche, den sie wohl leiden mochte, nichts weniger als wild (wie sein Name war), sondern „gesächlich“ und bedächtig und bei den gemeinsamen, phantasiereichen Spielen der Kinder Morell schwer in seine Rolle einzuführen. Leonie er-

innerte sich noch besonders gut, wie unbegreiflich ihm die Gütergemeinschaft war, die unter den Geschwistern herrschte. Was ihm gehörte, gab er nicht leicht aus den Händen.

In dem Briefe stand, daß Gustav Wild seit den Knabenjahren eine stille Verehrung für die jüngere Schwester seines Freundes gehabt, die ihm jedoch unerreichbar erschienen, und daß nun die durch den Tod ihres Vaters

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

geschaffene Lage ihn ermutige, ihr seine Liebe und eine gesicherte Existenz in der alten Heimat anzubieten. Leonie legte den Brief mit einem freundlichen, aber sehr ruhigen Nächeln bei Seite. Wie weit war das alles schon weggerückt! Wie fremd klang ihr schon diese sachlich vernünftige Sprache! Der gute Gustav! Sie sah ihn, wie er in seinem soliden Ueberzieher, den Schirm in der Linken, den Zigarrenbeißer fest in der Rechten, die Ankenlaube hinunterstapfte, der Herrengasse zu, dann über den Münsterplatz der Junkergasse zu, wie er dort die schwere Haustüre aufmachte, den Schirm abstellte, den Zigarrenbeißer sorgfältig auf das Briefkästchen legte, um mit der rechten Hand das Türchen zu öffnen, mit der linken die Briefschaften herauszunehmen — lauter unschuldige Dinge, die mit dem Wert eines Mannes nichts zu tun hatten — aber wie kam es, daß sie ihn gerade in dieser Situation sah und daß sie einen innern Abstand schon hierin empfand?

Nachdem sie den Brief versorgt, ließ sie, wie um sich ihrer goldenen Freiheit zu versichern, ihren Rappen zäumen und jagte nach dem Barranco hinaus, ihrem Pferd ein Flußbad zu verschaffen.

„Hat dir nicht Gustav Wild geschrieben?“ fragte ihr Bruder unvermittelt beim Nachtessen. Aus der künstlichen Unbefangenheit des Tons erriet sie, daß er um die Sache wußte, und bald hatte sie's heraus, daß Frank den Freund zu seinem Schritte ermutigt hatte. Sie schwieg und verarbeitete den bitteren Eindruck ein paar Tage lang; dann stellte sie, nach ihrer freien Art, den Bruder zur Rede. Nun kam es an den Tag, daß Frank mit dem bevorstehenden Umzug nach Rio den Gedanken an die Gründung eines eigenen Hausstandes verband, daß sein Kapital in einer Eisenbahngründung steckte und er auch deshalb den Abschluß einer glänzenden Partie mit einer Brasilianerin aus reichem Hause möglichst zu beschleunigen hoffe. Er hob Gustavs tüchtige Eigenschaften hervor, betonte, daß er vor kurzem eine beträchtliche Erbschaft angetreten und sich eine angenehme Stellung erworben habe — alles in jenem wohlwollend kühlen Tone, aus dem ein aufmerksames Schwesterherz doch vor allem den Mangel an Liebe heraus hört. Leonie, an zärtliche Rücksicht von Männern nicht gewöhnt, fand den Bruder zwar nicht liebenswürdig, ließ ihm aber durchaus Gerechtigkeit widerfahren. Sie kannte seinen Erwerbstrieb, seinen Ehrgeiz, seinen zielbewußten Egoismus: was war natürlicher, als daß er sich freie Bahn schaffen wollte! Und dazu gehörte jetzt, daß er die Schwestern versorgte. Er sprach das unbefangen, ohne Beschönigung aus; man mußte ihn nehmen, wie er einmal war. Allein für Leonie fragte es sich, was für Entschlüsse sie nun fassen sollte. Denn daß sie sich von Frank emanzipieren mußte, war ausgemacht. Marita,

obchon sie die ältere war, hatte ein weiches Gemüt, fühlte sich durch die selbstsüchtigen Ansprüche des Bruders gekränkt, und da auch sie von ihm unabhängig sein wollte und doch in diesem Lande keine Möglichkeit dazu sah, riet sie zur Rückkehr in die Heimat, nach der sie seit dem Tode des Vaters eine immer stärkere Sehnsucht empfand. Gustavs Antrag erschien ihr wie eine Rettung aus der Not, und sie wußte den Jugendgespielen, der ihr in einem verklärenden Erinnerungsglänze erschien, mit den besten Zügen auszustatten und damit ihr eigenes Schicksal der Schwester ans Herz zu legen.

So geschah es, daß die Antwort an Gustav Wild, die sich Leonie leicht und kurz gedacht hatte, vorläufig liegen blieb.

Das Schicksal hatte auch noch ein Wort daren zu reden.

In einer jener stürmischen Gewitternächte mit Hagel und wolkenbruchartigem Regenguß, wie sie im tropischen Frühling nicht selten sind, hörte man menschliche Hilferufe, die sich der Facenda näherten. Man stand auf, kleidete sich an, Frank eilte mit ein paar Negern in den Sturm hinaus; Leonie und Marita standen am Fenster, spähten in das undurchdringliche Dunkel und berieten über die Unterbringung der Schutzsuchenden. Jetzt hörte man Hufritte auf den Steinplatten der Zufahrt, ein Zug dunkler Gestalten wurde sichtbar, die Vordersten hielten schon unter dem breiten Schutzbach des Eingangs. Leonie war sogleich unter der Haustüre. Im unsichern Schimmer der Windlichter fiel ihr eine seltsame Erscheinung ins Auge. Ein Mann, stark und breitschulterig wie ein Niese, trug auf seinem Rücken ein menschliches Wesen, das, in einen triefenden Kapuzenmantel gehüllt, sich fest um seinen Nacken klammerte. Sie sah, wie er die verschränkten Hände suchte von seinem Halse löste, eine kleine Gestalt behutsam herabgleiten ließ und die Stehende, die aus dem Schläfe oder einer Ohnmacht zu erwachen schien, stützte und auf die hölzerne Treppe niederlegte. Es war ein junges Weib. Die zarten Züge des blassen Gesichtes belebten sich ein wenig, und ihre dunkeln Augen schauten dankbar zu dem großen Manne auf. Die übrigen Reisenden, alles Männer, mit schwerbepackten Pferden und Maultieren, waren nachgekommen, Frank gab seine Anordnungen zur Unterbringung der Tiere, und die Schwestern bekamen alle Hände voll zu tun, um die immer noch sprachlosen, völlig erschlafften Ankömmlinge mit Speise und Trank zu stärken und ihnen Nachtlager zu bereiten. Wie man bald erfuhr, war es eine Ingenieurskolonne, die sich auf dem Wege nach der noch viele Tagereisen entfernten äußersten Station der projektierten Eisenbahn befand und in dem tobenden Unwetter die Richtung der nächsten Estancia verloren hatte. Die meisten

waren Westschweizer und sprachen französisch. Der Führer, ein Mulatte, hatte die Zuflucht zur Morella, die ihm von früheren Expeditionen bekannt war, vorgeschlagen, und die ratlosen Reisenden waren ihm um so lieber gefolgt, als sie hörten, daß sie Landsleute finden würden.

Als die beiden Schwestern den Gästen ihre Schlafräume anwies, fiel es ihnen auf, daß der Riese, nachdem er die noch ganz erschöpfte junge Frau die Treppe hinaufgetragen, sich ehrfurchtsvoll von ihr verabschiedete und sie dann einem jungen, schwächtigen Manne übergab, der mit ihr das Zimmer teilte. Jener war also nicht ihr Gatte; er hatte dem schwächeren Freunde diesen Dienst geleistet.

Leonie konnte lange nicht einschlafen; nicht der Sturm, der draußen unbändig fortwütete, hielt sie wach, sondern das Bild des Mannes, der ihr soeben noch mit weicher tiefer Stimme gute Nacht gesagt und gedankt hatte. Sein Blick, der dem des treuen Hundes glich, wenn er unsicher fragend in das Auge des Herrn schaut, war ihr wie ein glühendes Schwert in die Seele gedrungen. Solch eine Sanftmut bei verhaltener Kraft hatte sie nie gekannt. Die wenigen Männer ihres Verkehrs waren nicht mit ihm zu vergleichen. Sie waren wohl auch stark und tapfer und kannten ihre Pflicht gegen die Frauen; dieser aber, obgleich ein Bild von Manneskraft, schien mit Scheu und Verehrung zum Weibe aufzublicken. Wie er das arme Wesen, das ihm mit seinen verschlungenen Händen den Hals zusammenschürte, sanft und vorsichtig von seinem Rücken auf die Erde niederließ, ihr mit seinen großen Tazen den verschobenen Mantel zurecht rückte und sie zur Treppe geleitete: es erinnerte sie an Bilder vom guten Hirten, der ein verlorenes Lamm auf den Schultern trägt. . . Oder gab es nicht im grauen Altertum dergleichen Helden — es war ihr, als hätte sie solche Geschichten gehört, aber ohne etwas dabei zu denken — Helden, die ihre schäumende Kraft in niedrigem Frauendienste bändigten und herrlicher als je aus dieser Knechtschaft hervorgingen?

Die Reisenden konnten am nächsten Tage noch nicht aufbrechen, schon um der jungen Frau willen, die das Reiten noch nicht vertrug, aber auch weil der Fluß, den sie zu überschreiten hatten, aus seinem Ufer getreten war. Frank hatte somit Gelegenheit, sich mit den Ingenieuren über das Bahnprojekt zu besprechen, während die Schwestern sich der jungen Frau widmeten, die, wie sie bald merkten, mit sehr verworrenen und verkehrten Begriffen die weite Reise ins Innere angetreten hatte, um dem ihr eben erst angetrauten Gatten einen Beweis ihrer Liebe zu geben. Und welcher Zukunft ging sie entgegen! Auf drei Jahre hatte sich ihr Mann der Gesellschaft verpflichtet müssen, und die Station, auf der sie sich ansiedeln sollten, lag tief im sumpfigen Hinterlande, men-

schenfern und von Wildnis umgeben. Aber der Freund kam mit, der starke Riese, der sie durch das Unwetter der letzten Nacht getragen hatte. Das schien ihr größter Trost zu sein.

„O, ich fürchte,“ sagte sie seufzend, „er wird sich nicht halten lassen! Er ist ja frei und kann gehen, wohin es ihm beliebt. Und so ein Mann“ — und ihre Augen leuchteten dankbar — „ist überall begehrt! So ein Mann! Was wären wir gewesen ohne ihn, diese furchtbare Nacht!“

Das unwirsche Wetter, das jede Stunde wieder mit neuem Sturm und heftigen Regengüssen loszubrechen drohte, hielt die Fremden auch über den zweiten Tag in der Jacenda fest. Die Männer waren mit der Ausbesserung ihrer Instrumente, die vom Unwetter gelitten hatten, beschäftigt oder ließen sich, wenn eine Ruhepause am Himmel eintrat, von Frank auf dem Landgut herumführen. Abends versammelte man sich um das Kamin des Wohnzimmer, plauderte von der Heimat, von gemeinsamen Bekannten, von Zukunftsplänen. Leonie saß am liebsten abseits. Aus dem Dunkel, in dem niemand sie zu beachten schien, betrachtete sie den Kopf des seltsamen Mannes, der vorgebeugt in die knisternden Flammen schaute. Seine Haltung, die trotz der Schwere des Körpers etwas Kindliches, Unfreiwilliges hatte, sein Auge, das in ruhigem, träumerischem Glanze vor sich hin blickte, als ob es sich schöne Erinnerungen erzählte, Zug um Zug seines kraftvollen, aber milden Gesichtes prägte sie sich ein, um es nie zu vergessen, wie man eine Landschaft, ein Haus oder Zimmer vor dem letzten Abschied noch einmal mit Blicken in sich auf- und mitnehmen möchte. Gelassen saß er und schaute dem Spiel der Flammen zu; er ahnte nicht, mit welcher Leidenschaft zwei schöne Augen aus dem Dunkel heraus Besitz ergriffen von seinem Bilde. Und Leonie, aus Furcht, ihre Bewegung zu verraten, vermied es hervorzutreten oder ihn anzureden. Sie ging ruhig ihrer Wege und verrichtete die kleinen Pflichten der Hausfrau so unauffällig, wie sie es Gästen gegenüber gewohnt war. Nur einmal, als der Fremde, plötzlich von jemand angerebet, den Kopf nach der Richtung erhob, wo Leonie saß, gab es ein erstauntes Begegnen der Augen.

Gegen Abend des dritten Tages nahm Frank seine Schwestern auf die Seite und sagte:

„Dieser große Waadtländer ist ein famozer Kerl. Den möchte ich in Dienst nehmen. Wenn wir jetzt die Zufahrtslinie zur Station bauen — der wäre mein Mann. Mir fehlen die Kenntnisse, und dieser würde mich nicht hintergehen. . . Was sagt ihr dazu, wenn ich. . .“

Aber schon bei diesen Worten fühlte Leonie, daß ihr eine Röte ins Gesicht stieg, und wandte sich hastig ab.

Frank stuzte. „Wenn ich diesen Mann,“ wiederholte er und suchte mit seinen scharfen Augen Leonies Gesicht, „zu uns ins Haus nehme, solange wir noch hier sind?“

Leonie fühlte, daß sie antworten müsse, da auch Marita sich fragend nach ihr umwandte.

Sie versuchte, obgleich mit klopfendem Herzen und flammenden Wangen, sich zu beherrschen und dem Bruder ruhig in die Augen zu sehen. Eine Welt schien ihr in der Schwebel zu hangen, und ein Wort konnte den Ausschlag geben. Aber als sie die Augen des Bruders neugierig forschend auf sich gerichtet sah, von einem unmerklichen, aber doch erratenen Lächeln in seinen Mundwinkeln begleitet, zog sich etwas Geheimes krampfhaft in ihr zusammen; sie warf den Kopf mit dem herrlichen schwarzen Haar stolz zurück und: „Tue, was dir beliebt!“ war alles, was sie sagte. Dann ging sie. Frank schaute ihr nach, blies den Rauch seiner Zigarette vor sich hin und sagte: „Hol's der Kuckuck, ich werde nicht flug aus dem Mädels!“

Leonie blieb auf ihrem Zimmer, ließ sich bei den Gästen entschuldigen, sah und hörte nichts mehr von ihnen, bis am frühen Morgen die kleine Karawane aufbrach. Sie lag, nach einer schlaflosen Nacht, mit heißgeweinten Augen in ihrem Bett, hörte, wie die Saumtiere vor's Tor geführt und bepackt wurden, wie die Menschen aus dem Haus traten, wie heitere Abschiedsworte und gute Wünsche ausgetauscht wurden; mit gespanntem Ohr lauschte sie auf eine gewisse Stimme. . . War es möglich, daß er blieb? fragte das klopfende Herz. Und um ihretwillen blieb? Der Gedanke schoß ihr mit einer Blutwelle zum Herzen, und ein Glück ohne Maßen wollte in die dunkle Kammer ihres Glendes hereinbrechen — aber dann versank alles in Nacht. Denn eine geliebte Stimme rief: „Lebet wohl!“

Der Zug setzte sich in Bewegung, die Steinplatten klangen unter den Hufen, das äußere Tor wurde geöffnet, noch einmal Abschiedsrufe. . . Dann war's still.

Leonie huschte ans Fenster und lüftete die Vorhänge ein wenig. Wenn der Zug am Farnwäldchen vorbei war und in die niederen Büsche kam, konnte man ihn noch sehen. Mit fliegendem Atem stand sie, horchte und spähte hinaus. Jetzt, jetzt. Sie hatte kein Auge für die andern; nur ihn, ihn wollte sie noch einmal sehen, sein Bild mit Blicken umarmen und ihre Seele damit erfüllen, die fortan für nichts anderes mehr Raum haben sollte. Zuletzt kam er. Sie sah, wie er absprang, um den Satteltgurt fester anzuziehen. O freundliches Geschick, das ihn ihr noch ein Weilchen gönnte! Die andern zogen voran, er allein war aufgehalten und mußte ihren Blicken standhalten. Mit weit geöffneten Augen, die die Liebe verschärfte, umfaßte sie das Bild, ver-

folgte sie jede kleinste seiner Bewegungen; denn in allen, auch in den geringfügigsten, schien er ihr einzig zu sein, mit seiner ruhigen, gemessenen Kraft, seiner unbewußten Güte und Väterlichkeit, oder wie diese überlegene Sanftheit zu nennen war, mit der er alle Wesen, so jetzt sein gehorsames Tier, behandelte. Wenn jetzt der Riemen risse, den er fester schnürte! Wenn er deshalb zum Haus zurück müßte! Aber nein. Es war alles in Ordnung. Er klopfte dem Pferd auf den Hals und schwang sich in den Sattel.

„Jacques Dufour!“ sagte sie laut, wie man den Namen eines Großen und Herrlichen unter den Menschen ausspricht. Sie fühlte bei dem Klang ihrer eigenen Stimme, daß die Liebe jeden Namen, auch den alltäglichsten, mit Strahlen umgibt, daß er leuchtet wie auf einem Denkmal oder in einem Heldenlied. Noch vor zwei Tagen hätte sie bei diesem Namen nicht aufgemerkt, und jetzt lag ihr ganzes Herz darin. „Jacques Dufour!“ Dieser sein Name und daß er aus dem Waadtland stammte, war alles, was sie von dem Manne wußte. Was kümmerte es sie, wer er war, sagte ihr doch ihr Herz, was er war, und hatte es gesagt, ehe sie Namen und Herkunft kannte; denn er war er, und kein Stand und Name konnte ihm höheren Wert geben, als in ihm selber lag.

Der Reiter war jetzt an das Gehölz gelangt, das ihn verdecken mußte. Einen Augenblick hielt er sein Pferd an, wandte sich im Sattel, legte die Hand über die Augen und blickte nach dem Hause zurück, das im Morgenstrahle vor ihm lag. Dann streichelte er, noch in Gedanken, die Mähne des Tiers — und ritt davon.

Lebewohl, sprach ihr Herz, das sich zusammennahm, lebewohl du — wie nenn' ich dich? Held und Hirte, Führer und Lastträger, Starker und Milder! Ich werde deinesgleichen nicht mehr sehen. . .

* * *

Sie wollte ihren Schmerz bemeistern; aber am zweiten Tage brach sie zusammen und mußte, zum ersten Mal seit ihrer Kindheit, ans Kranksein glauben.

Als sie sich nach einigen Wochen wieder erhob, richtete sie sich auch innerlich auf, schloß mit ihrem Schicksal ab und schrieb an Gustav Wild, daß sie im Begriff sei, mit ihrer Schwester nach der Heimat aufzubrechen. So geschah es, und nach einem halben Jahr war sie Gustavs Frau.

Ihre Ehe beruhte nicht auf der geringsten Täuschung. Unbarmherzig und klar und gerade heraus, wie ihre Sprache immer war, wo es Mut galt, sagte sie Gustav ihre Beweggründe. Der junge Mann, der nur das Ziel seiner Wünsche vor Augen hatte, ließ sich durch nichts abschrecken, ging alle Bedingungen ein, hatte sogar ein gewisses Wohlgefallen an der verständigen, ihn

durch keine Romantik belästigenden Sinnesart dieser jungen Dame und bemühte sich, durch ein möglichst vernünftiges Betragen zu beweisen, daß er den Sinn einer solchen „modernen“ Ehe durchaus erfaßt habe. Die strenge Scheidung der beiderseitigen Freiheiten und Rechte fröstelte ihn zwar bisweilen an; aber die Redlichkeit, mit der Leonie die Bedingungen ihrerseits einhielt, nötigte ihn Achtung ab und zwang ihn immer wieder, die feinigsten zu erfüllen. Die Geburt des ersten Kindes, eines Töchterchens, führte die glücklichen Eltern eine Zeit lang etwas näher zusammen; aber bald mußte Gustav erkennen, daß das Mutterglück Leonies Herz allein ausfüllte. Das Kind war ihr Kind und die Erziehung ihre Sache. Nur zeigte sich schon früh, daß das Töchterchen in manchen keineswegs äußerlichen Zügen dem Vater nachschlug, was Frau Leonie unglücklich machte; denn im Gefühl ihrer gesunden Sinnlichkeit hatte sie nicht gezweifelt, in ihrem Kinde einst ihr Ebenbild zu erblicken und in der innigsten Verwandtschaft, welche die Natur kennt, reiche Entschädigung für ihre rein vernünftige Ehe zu finden.

In dieser Hoffnung von Jahr zu Jahr enttäuscht, betrachtete sie ihren Ehebund als einen Irrtum und ihr Leben als von Grund aus verfehlt. Allein nun galt es, sich selbst zu behaupten und vor der Welt die Haltung nicht zu verlieren. Daß ihre Ehe schal und leer war, ging niemand etwas an; sie sollte weder der Klatschsucht Nahrung liefern, noch eine mehr wort- als sinnreiche Teilnahme anziehen. Die wenigen Frauen, die Leonies Charakter und aus diesem die Geschichte ihrer Ehe zu verstehen fähig waren, bekundeten ihre Ausnahmerei gerade dadurch, daß sie auch den Schein der Neugierde mieden und der tapferen Fassung Leonies durch stillschweigende Zurückhaltung ihre Achtung zu verstehen gaben.

Allein, da eben auch das Stillschweigen eine Sprache ist und Leidensgenossen, zumal Frauen, in dieser Sprache, gleichsam mit einer durch das Unglück verfeinerten Bitterung, einander erkennen und sich finden, so sah sich auch Leonie eine Zeit lang mit einigen edeln Frauen verbunden, die durch ein unausgesprochenes Gelübde des Schweigens sich zur Standhaftigkeit im Ertragen ihrer Lebensbürde zu ermutigen suchten. In diesem Kreise blühte das Vertrauen, das der Mann enttäuscht hatte, langsam wieder auf, und die liebliche Quelle der Heiterkeit, die im Sande der Ehe vertrocknet war, brach wie-

der erfrischend hervor. Die schweigerliche Gesinnung, die diese tapfern Frauen vereinigte, erlaubte ihnen auch, die Eigenheiten und Schwächen jeder einzelnen in lustigen Neckereien aufs Korn zu nehmen, und das bewahrte sie vor jener unfruchtbaren Trauer, die den Himmel und die Menschen anklagt und jeder Selbstprüfung aus dem Wege geht. Ein richtiges Gefühl lenkte ihr Interesse mehr und mehr auf die leidende Armut der niedern Bevölkerung, unter der sie ohne Anschluß an bestehende Gesellschaften und Vereine im stillen ihre Wohlthaten austeilten und Beispiele von Elend und Ueberwindung des Elends kennen lernten, die sie beschämten. Die hier gesammelten Erfahrungen bildeten nicht nur ihr Herz, sondern auch ihren Geist, regten sie zum Nachdenken über die ungerecht verteilten Güter des Lebens und über die herkömmliche bequeme Rechtfertigung solcher Zustände an und nährten ein gewisses Wohlgefallen an dem revolutionären Geist, der in den niedern Schichten gährte.

Frau Leonie, die weder in ihrer glücklichen Kindheit noch in der Selbstherrlichkeit des brasilianischen Pflanzlerlebens mit allgemein wirtschaftlichen Fragen in Berührung gekommen war, empfand ihre bisherige Unbekümmertheit als eine Verfümmis, entdeckte überhaupt in ihrer Denkgewohnheit etwas Rückständiges und Oberflächliches, das sie nicht hingehen lassen mochte, und warf sich nun mit dem Eifer des Neulings auf die Lektüre. Unverbildet durch Bücher und Schule, wie sie war, trat sie mit ihrem gesunden Naturförm und Lebensverständnis an die Schriften neuzeitlicher Denker und Reformer heran und fühlte sofort die gewinnende Macht ihrer zukunftsfreundigen Ideen. Allein es blieb ihr nicht verborgen, daß diese Ideen, so gut wie ihre Verkünder, eine lange Ahnenreihe hinter sich hatten und als das Ergebnis eines Jahrhundertlanges Suchens und Ringens der Menschheit zu verstehen seien. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte ihre gründliche Natur das Bedürfnis nach geschichtlicher Aufklärung, und indem sie den Strom der Geistesentwicklung aufwärts verfolgte, trieb ihr Erkenntnisdrang sie weiter und weiter bis zu den erreichbaren Quellen, wo sie die Gedanken großer Menschen der Vorzeit aus erster Hand schöpfen konnte. Hier ward ihr ein Genuß zuteil, von dem sie sich früher nicht hatte träumen lassen.

(Fortsetzung folgt).

❖ Früelig ❖

J mym Garte, wo-n-i gange,
Blüege Glöggli wyß wi Schnee —
Oh, wi mueß i na dir blange,
Schatz, my Schatz wyt überem See!

D'finke pyße uf de Bäume,
D'Amfeli, so vil de witt,
Und mys Büßi geit ga träume,
Wo die wärmsti Sunne lyt.

Lueg, es gruenet a de Hääge,
Gsehstch di chlyne Blettli nid?
D'Chinder lache uf de Wäge,
Und der Himmel lachet mit.

Söll i enig da no truure,
Wenn es jedes Wäse singt,

Ueber Hääg und über Muure
Is der Früelig yne springt?

Hedwig Dietzi-Bion, Bern.